

Aus: Der Spiegel, 15. März 2004: Interessantes zur Mobiltelefonie

GESELLSCHAFT

Leben auf Empfang

Das Mobiltelefon verbreitet sich so rasant wie keine Technik zuvor und verändert dabei tiefgreifend den Alltag der Menschen. Auch die Computermesse Cebit in Hannover macht um die Handys den größten Rummel. Forscher ergründen jetzt, worin ihr bezwingender Zauber besteht.

Jetzt merken es auch die Telefonseelsorger. Die Anrufe kommen neuerdings von gefährlichen Orten. „Die Menschen stehen manchmal schon am Brückengeländer“, sagt Werner Korsten, Pfarrer in Essen, „oder am Bahngleis.“

Das macht die Arbeit nicht leichter. Jeder zweite Anrufer bei der Telefonseelsorge meldet sich heute bereits per Handy. Die Nothelfer müssen gefasst sein auf erhöhte Dringlichkeit. Die Technik des Mobilfunks bringt das so mit sich. Sie hält, was sie verspricht: die Direktschaltung von Mensch zu Mensch in jeder Lage.

Das Gerät, unschuldig wie es ist, verbindet nicht nur den Nothelfer mit dem Verzweifelten, der von der Brücke ins Wasser blickt. Es verbindet auch die Eltern im Opernfoyer mit der Tochter, die bei der Freundin übernachten darf. Oder den Chef im ICE mit den Statthaltern im Büro, welche die längste Zeit Ruhe hatten, wenn der Alte unterwegs war.

Das Mobilfunknetz reicht bald überall hin. In wenigen Jahren stieg die Zahl der Handy-Nutzer in Deutschland auf fast 65 Millionen (siehe Grafik Seite 108). Nun können alle es jederzeit bei allen klingeln lassen, und die Gesellschaft gerät unter Dauerspannung. Stets droht, einem Kurzschluss gleich, der nächste Anruf im unpassenden Moment. Aber es könnte ja auch etwas Wichtiges sein.

Das Leben in Rufbereitschaft hat Reize, denen kaum jemand widersteht: Warum wächst so vielen Jugendlichen die Telefonrechnung über den Kopf? Wie kommt es, dass höfliche Menschen mitten im Restaurant alle Erziehung vergessen, sobald der polyfone Klingelton ihres neuen Samsung mit 40 Stimmen erschallt? Und vor allem: Geht das jetzt immer so weiter? Oder bekommt die Menschheit ihre neue Wandertechnik noch in den Griff?

Noch nie hat ein schlichtes Gerät die Welt so schnell für sich eingenommen und zugleich aufgewühlt. Was für ein Segen, dass ich jeden erreiche! Was für ein Fluch, dass auch mich und den Tischnachbarn jeder drankriegt!

Meist kämpfen Hass und Liebe in ein und derselben Person. Studien zeigen, dass selbst die heftigsten Nutzer sich der Nachteile gewahr sind und oft hadern mit ihrem Gerät. Dennoch führt kein Weg zurück. Erstaunlich viele Menschen, zumal die jungen, können sich ein Leben ohne Mobiltelefon gar nicht mehr vorstellen.

Viele Jugendliche hätten schon ihre liebe Not, einander überhaupt noch zu finden bei Bedarf. Die gute alte Verabredung ist nämlich binnen wenigen Jahren so gut wie ausgestorben. Heute geht das so: Freunde tasten sich mittels zahlloser Telefonate über den Tag hinweg an einen möglichen Ort heran - je nach Laune und Angeboten. Zwei springen ab, vier kommen hinzu, und die Zeit bleibt offen bis zuletzt. Wer sein Handy nicht ständig auf Empfang schaltet, kann da kaum noch mithalten (siehe Seite 110).

Die Hersteller der Geräte, nicht faul, wollen den Verzicht weiter erschweren. Immer neue Funktionen zwingen sie in ihre Winzlinge. Die neueste Generation paradiert auf der Computermesse Cebit, die am Donnerstag dieser Woche in Hannover beginnt. Wer schert sich dort noch um die ehemals verehrten Computer? Den größten Rummel machen die bunten kleinen Telefone mit ihren schmeichlerischen Formen. Sie sehen oft aus wie Spielsachen und sind doch hochgerüstete Alleskönner, die Musik abspielen und bald sogar Fernsehen empfangen sollen (siehe Seite 124).

Die Hersteller können kaum etwas falsch machen, obgleich sie sich Mühe geben. Seit Jahren dengeln sie auf die Öffentlichkeit ein mit schauerlichen Schlagworten wie UMTS, HSCSD oder Bluetooth (siehe Seite 116). Die meisten Wunderdinge, mit denen sie werben, begeistern nur kalte Technikerherzen.

Aber das Wortgedröhn schadet nicht viel. Denn der Kunde weiß schon, was wirklich radikal ist an seinem Gerät: Er drückt ein paar Tasten, und ein ferner Mitmensch greift sich hastig an die Jackentasche. Kein Vergleich zu früher. Da rief man einen Ort an, an dem ein Telefon stand, und hoffte das Beste. Heute dagegen

meldet sich genau die angepeilte Zielperson, wo immer sie sich aufhalten mag: in der Schlange vorm Skilift, im Bett der Nebenbuhlerin oder auf dem Flughafenklo (es gibt Leute, die gehen einfach überall ran).

Das ist die wahre Magie des Mobiltelefons: Es ist eine Fernbedienung, die abwesende Menschen unverzüglich aus jeder Lebenslage herbeizaubert - ja, es muss dem Anrufer vorkommen, als steckten diese allesamt schon im Gerät. Was das für die Gesellschaft bedeutet, ist noch kaum untersucht worden. „Auch die Forschung hat nicht so recht hingesehen“, sagt Joachim Höflich, Kommunikationswissenschaftler aus Erfurt. „Aber es geht gerade los.“

Forscher aller Art beäugen nun das Volk der Mobilfunker und den Wandel seiner Sitten. „Frauen in dunklen Gassen zum Beispiel“, sagt Höflich: „Oft halten sie ihr Handy ans Ohr, als würden sie telefonieren.“ So beschwören sie, wie es scheint, imaginäre Leibwächter herbei.

Anthropologen vermessen die Daumen von Jugendlichen, um zu sehen, ob sie vom vielen SMS-Tippen angeschwollen sind - schließlich schwirren jeden Tag schätzungsweise mehr als eine Milliarde Textbotschaften durch die Netze der Welt. Das kann nicht ohne Folgen bleiben. Manche Vielschreiber sind in der Tat schon so geübt, dass sie beim Tippen nicht mehr hinschauen müssen.

Neulich bei „Wetten, dass ...?“ verblüffte eine Zwölfjährige das Fernsehpublikum. Sie gab einen Text von 320 Zeichen blind in ihr Mobiltelefon ein. Gastgeber Gottschalk fand nichts zu beanstanden: „Boah, alles richtig.“

Für junge Menschen ist die schnelle SMS zum Lebensmedium geworden. Nichts ist praktischer, wenn es gilt, Verbindung mit den Freunden zu halten. Das ermöglicht lose Gruppen, deren Mitglieder voll beweglich bleiben: Sie können sich beliebig über die Stadt verteilen - jeder zu seinen Geschäften - und bleiben doch zusammen.

Das Handy verführt regelrecht zu einer schweifenden Lebensweise. Der finnische Soziologe Timo Kopomaa forscht auf diesem Feld seit Jahren. Die jungen Leute, meint er, bewegen sich heute durch die Stadt wie Nomaden durch die Wüste. Kein Wunder: Die Stadt, wie sie ist - anonym, verbaut und teuer -, kommt der Jugend wohl nicht viel lebensfreundlicher vor als die Sahara. Aber mit Hilfe des Mobiltelefons, schreibt Kopomaa, machen die neuen Nomaden den ganzen Stadtraum „zu ihrem gemeinsamen Wohnzimmer“.

Auch die Älteren benutzen das Handy vor allem zur Beziehungspflege im kleinen Kreis. Die meisten Telefonate beschränken sich auf Freunde und Verwandte - also Leute, die man ohnehin andauernd sieht.

In der Familie dient das Handy zudem als Werkzeug des Managements: Auch im wirrsten Getriebe des flexibilisierten Lebens muss man sich nicht mehr aus den Augen verlieren. Die Mutter, wenn sie mittags ins Büro stürmt, bestellt beim Vater, der auf dem Heimweg ist, etwas Safran vom Wochenmarkt - und die Zwillinge muss er nicht abholen, das macht die Große, die sich eben aus dem Bus gemeldet hat.

Für die Kinder beginnt das mobile Leben immer früher. Viele Eltern fühlen sich sicherer, sobald sie ihnen ein Handy umhängen können. Fachleute sprechen von „elastischer Kontrolle“. Die Kleinen dürfen dann getrost hinaus in die Welt: Man hört Stunden später mal voneinander.

Im Handy-begeisterten Finnland kommt so manches Kind zu seinem Erstgerät, ehe es überhaupt den Sinn des Teils erahnt. Die kleinen Neubürger im Reich des Mobilfunks lassen sich aber nicht weiter beirren, wie eine Studie ergab. Sie geben ihren piependen Rätselwesen Namen und ziehen ihnen Puppenkleidchen an.

Wenn die Kinder größer werden, müssen sie nicht unbedingt umdenken: Das Studium der Erwachsenen bestätigt ihnen ja, dass es sich bei dem famosen Gerät um einen Fetisch handelt. Zwölfjährige sind oft schon ziemlich gerätefixiert. In diesem Alter etwa fangen die Kinder an, ihre Telefone schier grenzenlos zu hätscheln mit neuen Logos und Klingeltönen. Dafür ist ihnen so schnell nichts zu teuer: Allein für Klingeltöne gab die meist jugendliche Kundschaft im vergangenen Jahr weltweit rund dreieinhalb Milliarden Dollar aus - das ist schon etwa ein Zehntel der Summe, die insgesamt mit Musik auf allen Tonträgern umgesetzt wird.

Bald können Handys ihren genauen Aufenthaltsort verraten - Unsichtbarkeit wird dann zu einem teuren Privileg.

Kein Wunder, dass das Gerät von heute sich durch satten, symphonischen Klingelklang auszeichnen muss. Niemand hatte zuvor dieses Merkmal vermisst - ebenso wenig wie die Möglichkeit, mit dem Telefon Fotos zu machen. Und dennoch wurden im vergangenen Jahr erstmals mehr Fotohandys als Digitalkameras verkauft.

Die Kundschaft nimmt jede Neuerung dankbar hin; nun erforscht sie rege, wofür ein Handy mit Objektiv gut sein könnte. In Singapur filmte ein Schüler einen Lehrer, wie der einen Klassenkameraden drangsalierte und dessen Arbeit zerriss. Der Schüler stellte das Video ins Internet - und löste eine nationale Kontroverse aus. Darf man das? Muss bald jeder fürchten, mit der nächsten Missetat an den Pranger zu geraten?

Die japanische Medienforscherin Mizuko Ito hat beobachtet, was die Leute mit dem Kamerahandy am liebsten anfangen. Sie nutzen es als ambulantes Fotoalbum für die kleinen Denkwürdigkeiten des Tages: das dumme Gesicht des Nachbarn im Treppenhaus oder den Hamster, wie er am Topflappen nagt - nichts, was man aufheben oder gar teuer versenden müsste. Aber ein paar Freunde könnten es lustig finden.

So was ist nicht zu unterschätzen. Das Gerät hat ja schon gezeigt, welche Leidenschaften es freisetzt, sobald die Benutzer eine gemeinschaftsstiftende Verwendungsweise entdecken. Die nächste Funktion, die da viel verheißt, ist nahezu marktreif. Telefone mit eingebautem GPS-Chip.

Damit hält die Satellitennavigation auch im Handy Einzug. Sie könnte einem Grundmangel des mobilen Telefonierens abhelfen: der Ungewissheit über den Ort. Fast jedes Gespräch beginnt damit, dass die Partner

einander umständlich erklären. wo sie gerade sind. Wäre es da nicht schön, ein jeder erschiene dem anderen gleich als Leuchtpunkt auf dem Stadtplan?

Dumm ist nur: Sobald die Ortung in der Welt ist, wird die Unsichtbarkeit zu einem Privileg. Schon die jetzige Technik verkompliziert etwa die alte Kunst des Seitensprungs. Die britische Forscherin Sadie Plant fand, dass viele Befragte selbst während einer Affäre nicht wagen, ihr Handy auszuschalten - das würde nämlich überhaupt erst Verdacht erregen. Lieber lügen sie, was ihren jeweiligen Aufenthaltsort betrifft. Einer US-Studie zufolge greift jeder Fünfte häufig zu diesem Mittel.

Ist aber künftig der Ortungsdienst in Betrieb, nützt kein Tricksen mehr. Jugendliche wissen am besten, wie unduldsam die Mitwelt oft jetzt schon reagiert, wenn jemand zu lange vom Netz geht. Werden die lieben Kumpane der Bequemlichkeit halber dann auch Anspruch auf Sichtbarkeit im Stadtplan erheben? Und was, wenn eines Tages die Freundin anruft: „Komm sofort zurück auf meinen Schirm?“

MANFRED DWORSCHAK

MODERNES LEBEN

„Keine Ahnung ... ich ruf dich an“

Jugendliche empfinden Verabredungen und feste Zusagen zunehmend als lästig. Wozu planen, wenn es Handys gibt? Die Geräte haben den Alltag ihrer eifrigsten Nutzer bereits radikal verändert - zu einem hohen Preis.

Wird das Handy durchhalten? Ist der Akku voll: Das ist die erste Frage, wenn Lena, 22, sich aufmacht ins Nachtleben von Berlin. Anruf bei Freundin Nummer eins „Kommst du mit tanzen?“

Eins ist durchaus angetan, fährt aber gerade mit Nummer zwei in Bus Richtung drei, die noch nicht so recht weiß, aber soeben von vier erfahren hat, dass fünf und sechs vorm „Watergate“ stehen und auf Gästeliste reinkämen. Besser, man telefoniert noch mal.

Der Abend fängt ja auch gerade erst an. Nächster Anruf: Nummer sieben und acht sind nun doch auf dem Weg ins Kino, wie sich zeigt. Hinterher holen sie Freund acht von der Arbeit ab falls er fertig ist. Dann könnten die drei gern nachkommen, eventuell. Wer weiß, was sich noch ergibt.

Es wird jedenfalls weitere Telefonanrufe erfordern, und die kommen alle jungen Nachtschwärmer teuer zu stehen. Aber billiger ist der Spaß eben nicht mehr zu haben.

„Es gibt keine Verabredungen mehr“, sagt Lena. Eine schlichte Zusage für einen halben Tag im Voraus ist kaum mehr zu erwirken. Wer frühzeitig anruft, erhöht nur die Kosten. Die Antwort ist absehbar: „Keine Ahnung ... ich ruf dich an.“

Ein harmloser Satz, aber es geistern darin Glanz und Elend einer Generation. Der Satz besagt: „Planung? Wie lästig. Verabreden? Das ist altes Denken.“ Und manchmal heißt er auch: „Mal sehen, ob sich noch was Besseres ergibt.“

Lenas Freunde in Berlin, alle um die 20 Jahre, haben das Planen weitgehend abgeschafft - zu unflexibel, zu verbindlich. Es ist ja auch sinnlos, wenn sonst keiner mitmacht. Das kommt von der Macht des Mobiltelefons. Alle sind jederzeit erreichbar. Das heißt: auch in einer Stunde noch. Folglich muss sich niemand mehr festlegen.

So kommt Brisanz ins Leben. Man sammelt Angebote, lässt sich bitten, sondiert den Markt - alles offen bis zum letzten Moment. Das Verabreden, einst ein denkbar schlichter Vorgang, hat sich verwandelt in ein schier endloses Spiel des Zögerns, Umwerbens und Hinhaltens.

„Am besten, man geht einfach los“, sagt Lena, „das Übrige wird sich ergeben.“ Der junge Mensch von heute ist ein mobiles Vergnügungsbüro in eigener Sache. Mit dem Handy organisiert er sein Nachtleben, während er schon unterwegs ist.

Irgendwann sind dann alle Tänzer glücklich im Club versammelt. in eigener Sache Aber der Abend ist damit noch lange nicht gelaufen. Berlin ist groß, und jeder hat seine Kundschafter, verteilt über die Stätten des Geschehens: Timo meldet sich von der Party bei Bille. Und vom Außenposten im „Sage“ kommt alle halbe Stunde eine begeisterte SMS, aktuell wie ein Nachrichtenticker. „Die Frage ist immer, ob es sich lohnt zu wechseln“, sagt Lenas Freundin Michelle. „Über vier, fünf Orte sind wir in der Regel ständig auf dem Laufenden.“

Ein vertrautes Bild in allen Lokalen: Der junge Mensch, mitten unter seinesgleichen, holt sein Handy hervor und checkt routiniert die Lage andernorts. Es sieht aus, als würde er durchs Abendprogramm zappen. Jeder hat so seine Kanäle. Gut möglich also, dass die Gruppe, die sich eben erst zusammengefunden hat, zwei Stunden später schon wieder zerstoßen ist.

Jeder Umzug erhöht erneut den Telefonierbedarf: Linus ist gerade in der Nähe und fragt, ob der Abstecher sich wirklich lohnt; sonst könnte man doch auch mal wieder Videos gucken. Außerdem hat Flo sich verspätet. Er wollte Moritz mitbringen, der aber seine Freundin gerade nicht erreicht. Besser, man telefoniert noch mal.

Dies ist die erste Generation, die ihre Jugend mit dem Mobiltelefon in der Hand bewältigt - und die letzte, die noch erlebt hat, wie es früher war. „Die Erinnerung ist aber schon ganz schön verschwommen“, sagt Tobi, Schreiner in Kreuzberg und Mobiltelefonierer der ersten Stunde. Mühsam war es damals, viel Rennerei, oft für nichts. „Immer dasselbe“, sagt er, „Treffpunkte abklappern durch die ganze Stadt.“

Heute schalten die Metropolenkinder ihre Geräte an, und sogleich sind sie im Mittelpunkt des Geschehens: alle Freunde in Rufweite, und das Leben zu jeder Wendung bereit. Anruf genügt. Die Jugend, der natürliche Feind der Vorhersagbarkeit, hat mit dem Handy ihr Medium gefunden.

Freilich kommt auch jeder mal in die Lage, da er sich zurückwünscht ins behäbige Zeitalter der Planwirtschaft. Wer heute zum Beispiel eine Party veranstaltet, geht ein hohes Risiko ein. Wehe, sie kommt nicht zügig in Schwung! Dann holen bald die ersten Gäste verstohlen ihre Geräte hervor. Und allen ist klar: Die organisieren jetzt ihre Flucht. Obendrein setzen sie Warnrufe ab an herannahende Freunde, die dann auch prompt kehrtmachen. Binnen zwei Stunden kann alles vorbei sein, und der Gastgeber darf seine Schnittchen wieder einpacken.

Niemand hat einen Plan, aber plötzlich handeln alle zugleich. Es ist, als wenn Möwen aus der Luft eine Pizza erspähen.

„Schlimmer ist allerdings oft der Erfolg“, sagt Tobi. Neulich stapelten sich plötzlich 120 Leute in seiner Wohnung. „Dreimal kam die Polizei“, erzählt er, „und hinterher waren drei von acht Dachfenstern eingeschlagen.“ Und

warum? Ein paar begeisterte Besucher hatten nach draußen telefoniert („tolle Frauen!“) und eine Kettenreaktion gezündet. „So was kommt immer häufiger vor. Und dann ist es kaum mehr zu kontrollieren.“

Es ist, als wenn Möwen aus der Luft eine herrenlose Pizza erspähen. Die Erlebnishungrigen mit ihren Handys verhalten sich ähnlich: Sie bilden geisterhafte Schwärme beliebiger Größe, die wie ziellos über dem Nachtleben von Berlin kreisen; Anrufe halten die Verbindung zu den Nebenvögeln. Manchmal zerflattert ein Schwarm, anderswo schließen die Haufen sich dichter zusammen. Und unversehens schwenkt eine kleine Schar ab und stößt nieder auf ein lohnendes Ziel.

Biologen sprechen von „emergentem Verhalten“: Niemand hat einen Plan, aber plötzlich handeln alle zugleich. Die Ideen entstehen aus der Bewegung.

Das Leben im Schwarm der Mobilfunker hat nicht selten etwas Berausches, vor allem in den Ferien. „Wir konnten uns verlieren in lauter Unternehmungen“, erinnert sich Lena. „Nach Hause mussten wir höchstens noch zum Umziehen.“

Die neue Fülle der Möglichkeiten will aber auch gemeistert sein. „Besonders die Jüngeren verzetteln sich da leicht“, weiß Lena aus eigenem Erleben. „Sie wollen ja nichts versäumen.“

Typischer Anfängerfehler: mit aller Welt anbandeln, vage Zusagen streuen, Rückrufe in Aussicht stellen. Pech, wenn dann zu viele Mitmenschen das lose Getändel beim Wort nehmen. Dann heißt es vertrösten, verschieben, absagen.

Im Gelingensfall aber greift eins ins andere: vom Eiscafé zur Bushaltestelle in Friedes Auto, die zufällig in der Nähe war. Dort in den Bus, in dem schon Costa und Michelle sitzen auf dem Weg zum Konzert. An der Zielhaltestelle Moritz anrufen, der bereits dort ist, und fragen, wie es weiter geht. Denn wer nimmt heute noch einen Stadtplan mit? Stadtplan ist altes Denken. Leben heißt losgehen.

Dagegen war das herkömmliche Ausgehverhalten ein Ausbund an Bürokratie. Die Zukunft war etwas, was auf einen zugewalzt kam; es galt, sich beizeiten mit Vorhaben abzusichern. Schließlich traf man sich, der vereinbarte Abend nahm seinen Lauf, und wer nicht allein sein wollte, musste sitzen bleiben.

Telefonierer in der Disco, Timo mit Freundin Friede: Der gläubige Christ lässt sein Handy sogar während des Gottesdienstes an

Das ist vorbei. Heute ist die Zukunft eine Sache von ein paar Telefonaten unterwegs: Jemand rechnet mit meinem Erscheinen um 20 Uhr? Eine SMS, und ich muss nicht mehr hin. Und wo ich bin, kann ich jederzeit weg. Die Tischrunde nachts im Club ist eine zeitweilige Koalition, jederzeit kündbar. Moritz trifft sich lieber doch noch mit seiner Freundin, Friede wird von einem Anrufer abgeworben.

Damit ist eine gewisse Melancholie in, Sozialleben eingekehrt. Jedes Treffen steht unter Vorbehalt. „Es kann schon schmerzen“, sagt Lena, „wenn da eine Freundin sich plötzlich ausklinkt, und man denkt: Mensch, das war jetzt *meine* Verabredung!“

Das Mobiltelefon, so scheint es, vervielfacht die Sozialkontakte; aber auf den Einzelnen ist umso weniger Verlass. „Im Grunde kommt man allein, und man geht allein“, sagt Lena. „Mit dem Handy bringt ja jeder seine anderweitigen Möglichkeiten mit.“

Selbst Liebespaare können nur mehr schwer ihre Zweisamkeit behaupten. Die anderen sind auch alle dabei. „Man hat nur selten das Gefühl, jetzt könnte nichts mehr dazwischenkommen“, sagt Lena. Stets droht die fröhliche Wortmeldung eines Kumpels: „Hallo! Ich bin gerade in der Nähe.“

In Tobis Kreuzberger Kreisen dagegen ist das ständige Kommen und Gehen durchaus willkommen. Die Clique liebt Begegnungen, die man nicht langwierig in die Wege leiten muss. Jeder verbringt praktisch die gesamte Freizeit in Rufweite zu den anderen - das Schwarmprinzip ist hier wahrlich zur Lebensweise geworden.

Das geht aber nur, wenn alle stets auf Empfang sind. Freund Florian, erst seit kurzem im Besitz eines Mobiltelefons, lernte sogleich seine neuen Pflichten kennen. Wer nicht mitmacht, sagt er, wird ausgeschimpft: „Ich habe dich zweimal angerufen, Mann! Wozu hast du ein Handy, wenn du nicht rangehst?“

Rangehen muss sein. Sonst kommt das große Spiel der neuen Unverzüglichkeit ins Stocken. „Und das kann richtig nerven“, sagt Tobi. Andererseits fährt ihm selbst oft genug ein Schreck in die Knochen, wenn wieder mal das Telefon im falschen Moment klingelt. Und oft erklingt dann im falschen Moment eine weibliche Stimme.

Das meiste Ungemach nämlich entsteht, wie es scheint, zwischen den Geschlechtern. Diese sind einander ja nun nah wie nie zuvor: Daumen auf die Kurzwahltaste, und die Freundin ist dran. Feine Sache, meint Tobi, aber was treibt man nicht alles am Tag, wo ein Anruf ungelegen kommt: „Sie will nur hören, dass du sie liebst, und du bist gerade mit den Jungs zusammen.“

Vielleicht war es eine Gnade, dass Paare früher den größten Teil des Tages zwangsgetreunt zubrachten. Heute, da keine Entfernung mehr den Wunsch nach Nähe vereitelt, zeigt sich: Es gibt nun auch ganz neuen Stoff für Zoff.

Selbst Liebespaare können nur schwer ihre Zweisamkeit behaupten. Alle Freunde sind stets in Rufweite.

Die einfachsten Dinge erweisen sich als verblüffend heikel. „Eine nette SMS jeden Tag wird heute einfach erwartet, wenn man zusammen ist“, sagt Lena. „Besser zwei. Kostet ja kaum was.“ Die wollen aber erst einmal geschrieben sein, und möglichst nicht ganz ohne Pep. Lenas Freundin Michelle hat eines dieser neuen Handys, in dessen Speicher Platz ist für Hunderte Botschaften. Die bewahrenswerten (Juck! Du fehlst mir, Michelle!) sammeln sich dort zu einer Art Poesiealbum der Neuzeit.

Doch auch der kleinen Geste zwischendurch wohnt die Möglichkeit des Schreckens inne. „Man muss ja nur den Frauen zusehen, wie sie immer wieder auf ihre Handys starren“, sagt Michelle. Hat er gesimst? Warum nicht? Wird er noch? Eben dass die Botschaften so leicht und günstig zu verschicken sind, macht ihr Ausbleiben schwer erträglich. Und wenn sie dann eintreffen, ist es durchaus nicht immer eine Erlösung.

Zum Beispiel hat man dem Freund eine SMS geschickt, Wort für Wort inniglich gedichtet, weil ja nach 160 Zeichen Schluss ist. Dann rührte sich eine unziemliche Weile lang gar nichts. „Und dann kommt als Antwort: Ich dich auch“, sagt Lena. „Und dafür hat er so lange gebraucht?“

Die Wortwahl, die Antwortzeit, der Unterton - irgendwas liest sich fast immer seltsam: etwas kalt der Gruß; etwas mühsam die Liebesbeteuerung. Die Nachricht, die zwangsläufig kurz ist, erscheint deshalb auch leicht als herzlos, sagt Lena. "Diese Auslegungsprobleme sind das Schlimmste."

Nachfragen beim Absender enden oft genug im offenen Streit. Dann fliegen die Textnachrichten bald wie Projektile hin und her. Das SMS-Duell, als Kampfform neu, ist bereits weit verbreitet. Lenas Freundin Friede, Studentin der Philosophie, hat mit ihrem Timo so manches Scharmützel bestanden. „Vor allem spät nachts“, sagt Friede, „und das wird dann meist richtig teuer.“ Denn am Ende muss man oft doch wieder anrufen: wie denn das bitte jetzt zu verstehen sei. „Ist doch voll psycho, oder?“

Der neuen Zaubertechnik fehlen noch die Umgangsformen, die ihren Gebrauch erträglich machen. Die ersten Paare aus dem Freundeskreis haben sich nun immerhin geeinigt, auf das Hin und Her der SMS zu verzichten. Der nächste Schritt wäre: das Gerät auszuschalten dann und wann. Vor dieser Konsequenz ist freilich vielen bang.

Friedes Freund Timo, ein gläubiger Christ, lässt sein Handy sogar während des Gottesdienstes an. Er würde natürlich niemals rangehen. Aber es quält ihn der Gedanke, jemand könnte sich an ihn wenden, und er bekäme es nicht mit.

Tobi (L.) mit Freunden, Michelle, Lena: *Wer nicht ständig auf Empfang ist, muss befürchten, die Verbindung zum Schwarm zu verlieren*

Groß ist die Angst, so scheint es, allein zurückzubleiben, während der Schwarm zu neuen Abenteuern entflattert. Seit alles nur noch übers Handy läuft, kommt jedes Abschalten einem kleinen Selbstmord nahe.

Friede allerdings findet, dass dieses Treiben sie schon zu lange nervt. Zeit für radikale Maßnahmen. Nicht ausgeschlossen, dass sie ihr Handy ganz aufgibt. Nicht gleich, aber bald. Sie hofft, dass sie stark genug sein wird. Düstere Vorfälle hatten sich gehäuft in letzter Zeit. Zum Beispiel Freund Timo, eines Nachts, nicht lang her: „Ich kann heute nicht bei dir schlafen“, sagte er, „mein Akku ist gleich alle.“

MANFRED DWORSCHAK

„Wir haben nur einen Schuss frei“

Nach jahrelanger Verspätung soll die mobile Multimedia-Welt im Herbst auch in Deutschland Realität werden. Inzwischen jedoch sind die Erwartungen an UMTS weitaus bescheidener. Die alten Netze, so die neue Erkenntnis, bieten noch auf Jahre hinaus Wachstumspotenzial.

Tapfer erklärte Vodafone-Manager Jürgen von Kuczowski den 12. Februar zum „historischen Tag“. Der Grund: „Die Multimedia-Welt des Mobilfunks hat nun auch in Deutschland begonnen.“

Außer den Vodafone-Mitarbeitern hatte das allerdings kaum einer bemerkt. Denn der historische Tag fiel ziemlich alltäglich aus. Keine große Feier, keine prominenten Gäste, kein symbolischer Knopfdruck. Was die Schar geladener Journalisten in der ehemaligen Düsseldorfer Mannesmann-Zentrale zu sehen bekam, war auch keines der seit Jahren versprochenen Super-Handys. Die neue Ära begann vielmehr mit einer schlichten roten Karte.

Zum Telefonieren ist das skatartengroße Hightech-Teil gar nicht geeignet. Es dient nur dazu, Laptops drahtlos und schnell mit dem Internet zu verbinden.

Die Zurückhaltung des weltgrößten Mobilfunk-Konzerns ist symptomatisch für die Lage in der Telekommunikationsbranche in Europa. Immer wieder wird der Start in die neue Multimedia-Welt hinausgeschoben. Frühestens im Herbst, so die aktuelle Zielmarke, werden die Super-Handys in größerer Stückzahl zur Verfügung stehen.

Zwar dürften die Firmen auf der Cebit wieder mit technischen Feinessen und neuen Fahrplänen in die Multimedia-Welt prahlen. Doch konkrete Aussagen darüber, wann die neuen Super-Handys in großen Mengen käuflich und erschwinglich sein werden, sind kaum zu erwarten.

Das ist nicht einmal Geheimniskrämerei. Die Branchenexperten sind selbst tief verunsichert. Der viel beschworene Aufbruch ins neue Zeitalter erweist sich als Reise mit ungewissem Ausgang.

Immer wieder tauchen neue technische Detailprobleme auf, immer wieder verzögert sich die Auslieferung der Handys. Vor allem aber fehlen immer noch Erfolg versprechende Anwendungen, die Kunden verführen könnten, mit ihren Hightech-Spielzeugen die teuren neuen Multimedia-Dienste auch abzurufen.

Eines immerhin ist den Managern inzwischen klar geworden: Weitere Pannen und Enttäuschungen wie beim Start von WAP oder GPRS - jenen Übergangstechniken, mit denen die Branche schon vor Jahren den mobilen Zugang zum Internet versprach - werden die Kunden kaum verzeihen. Telekom-Chef Kai-Uwe Ricke ist überzeugt: „Wir haben nur einen Schuss frei - und der muss sitzen.“

Dabei schien zunächst alles so einfach. Berauscht vom unerwarteten Erfolg der digitalen Mobilfunktechnik GSM, die den europäischen Firmen seit langem mal wieder einen globalen Vorsprung verschafft hatte, stürzte sich die Branche Mitte der neunziger Jahre in das heute fast absurd anmutende Megaprojekt UMTS - „Universal Mobile Telecommunications System“.

Allein für die Nutzung der Frequenzen in Europa bezahlten die Netzbetreiber rund 130 Milliarden Euro. Denn schon bald, so die Hoffnung, würden Millionen von Menschen an fast jedem Ort der Welt im Internet surfen, Bankgeschäfte erledigen, Konzertkarten buchen, Videoclips anschauen oder elektronische Postkarten verschicken.

Nach etlichen Irrwegen und Pannen scheinen zwar jetzt - mit mehrjähriger Verspätung - zumindest die technischen Visionen der dritten Mobilfunkgeneration (3G) Realität zu werden. In weltweit mehr als einem Dutzend Ländern sind UMTS-Netzbetreiber bereits auf Kundenfang. Aber noch nirgendwo gelang den 3G-Anbietern der Durchbruch. Selbst im technikverliebten Japan, wo der 3G-Mobilfunk schon im Oktober 2001 eingeführt wurde, taten sich die drei Anbieter lange Zeit schwer. Inzwischen ist Japan zum Musterland der 3G-Bewegung geworden. UMTS-Dienste sind fast flächendeckend verfügbar und die Gerätepreise dramatisch gefallen. Die neuesten Handy-Modelle sind deutlich geschrumpft und die Akkus erst nach 140 Stunden Sprechzeit leer. Allerdings funktionieren die Telefone nur in Japan, wo eine etwas andere Technik als im Rest der Welt eingesetzt wird.

Vor allem bei japanischen Jugendlichen kommt UMTS gut an - E-Mails werden fast nur noch per Handy verschickt.

Vor allem bei japanischen Jugendlichen kommen die Multimedia-Terminals gut an. Viele von ihnen tragen keine Uhren mehr, E-Mails werden fast nur noch per Handy verschickt. Mit den neuesten Geräten kann man im Supermarkt bezahlen, Kinotickets kaufen, die Tür zu seinem Apartment öffnen - selbst als Fernbedienung für Fernseher und Videorecorder taugen sie.

Nach zähem Start steigt nun auch die Zahl der Nutzer steil an. Beim japanischen Branchenprimus NTT Docomo sprang die Zahl seiner Kunden von 140 000 vor einem Jahr auf nun mehr als zwei Millionen. Der Newcomer KDDI hat seit dem Start im April 2002 sogar schon mehr als zwölf Millionen Kunden gewonnen. Insgesamt sind damit inzwischen nahezu 20 Prozent der japanischen Handy-Nutzer auf Geräte der dritten Generation umgestiegen.

Von solchen Zahlen träumte auch der in Hongkong ansässige Mischkonzern Hutchison Whampoa, als er vor knapp einem Jahr mit seiner Telefongesellschaft H3G antrat, um als UMTS-Pionier zahlreiche Märkte aufzurollen.

Allein in England und Italien wollte Hutchison 2003 jeweils eine Million Kunden gewinnen. Doch am Jahresende hatte H3G, so schätzen Branchenkenner, allenfalls 600000 registrierte Kunden - in allen sieben Ländern zusammen.

Dabei hatte H3G vor allem auf die Italiener gesetzt. Schließlich gaben die für Kurznachrichten, Handy-Spielen, Logos und Klingeltöne im letzten Jahr fast 700 Millionen Euro aus - mehr als andere Europäer. Weitere Tendenz: stark steigend. In diesem Umfeld, so das Kalkül von H3G, müsste auch UMTS rasch zu einem Erfolg werden. Doch nur rund 350000 Italiener stießen seit dem Start vor etwa einem Jahr in die „außergewöhnliche Welt“ von 3G vor.

Und selbst bei denen lässt das Interesse an der bunten Multimedia-Welt offenbar schnell nach: Im Sommer gaben die Kunden noch durchschnittlich 78 Euro pro Monat aus, im Dezember, berichtet Hutchison-Chef Canning Fok, waren es nur noch 50 Euro.

Nicht einmal mit verlockenden Komplettangeboten lassen sich die Kunden begeistern. In Österreich etwa verkauft H3G nagelneue Multimedia-Handys im Doppelpack für 99 Euro. Einzige Bedingung war der Abschluss von zwei Einjahresverträgen, bei denen im monatlichen Festpreis von 69 Euro 800 Minuten Sprachtelefonie, 66 Minuten Bildtelefonie und diverse Internet-Dienste enthalten sind. Dennoch entschieden sich nach Schätzungen nicht einmal 20000 Österreicher für H3G.

Von solchen Erfahrungen gewarnt, haben es die Manager in Deutschland inzwischen nicht mehr so eilig mit der neuen Technik. Zudem hat sich der Konkurrenzkampf deutlich entspannt, seit die Newcomer Quam und MobilCom, die zunächst auch eine Lizenz ersteigert hatten, noch vor dem Start aufgegeben haben.

„Evolution statt Revolution“, heißt nun die Strategie, mit der die Branche in die dritte Mobilfunkgeneration hineinwachsen will. Denn viele Multimedia-Anwendungen wie Internet-Surfen oder der Versand von Fotos sind dank der Weiterentwicklung der alten GSM-Technik auch mit den heutigen Handys schon möglich.

Dennoch machen Datendienste bisher nur einen verschwindend geringen Anteil an den Einnahmen der Netzbetreiber aus. Von den 311 Euro, die ein durchschnittlicher Vodafone-Kunde im vergangenen Jahr bezahlte, entfielen fast 50 Euro auf den SMS-Versand, aber nur 4,66 Euro auf andere Datendienste - vor allem Klingeltöne.

Wichtiger noch als die Einführung der neuen Technik ist für die Konzerne deshalb die Veränderung des Kundenverhaltens. Erst einmal soll der Umgang mit dem Handy noch selbstverständlicher werden. In Deutschland, so ermittelten die Unternehmensberater von Arthur D. Little, laufen gerade einmal 20 Prozent des gesamten Telefonaufkommens über die Handy-Netze. Im Ausbau dieses Anteils sehen die Experten vorerst das „größte Wachstumspotenzial bei geringem Risiko“.

Selbst wenn UMTS in einigen Jahren auf breiter Front eingeführt ist, wird die alte Technik nämlich nicht abgeschaltet. Denn entsprechend den Lizenzbedingungen muss UMTS nur für 50 Prozent der Bevölkerung erreichbar sein - das platte Land bleibt auch weiterhin unversorgt.

Schon arbeiten die Netzbetreiber in Deutschland daran, ihre GSM-Lizenzen, die von 2009 an auszulaufen beginnen, mindestens noch bis 2017 zu verlängern. Gleichzeitig sind die Konzerne dabei, die alten Netze mit einem Turbo unter dem Kürzel Edge kräftig aufzurüsten. Für diese Technik, die in der Mobilfunkhistorie als Generation 2,5 gilt, vergaben die Netzbetreiber im vergangenen Jahr weltweit drei; mal so viele Aufträge wie für 3G-Projekte. „UMTS“, beteuert Telekom-Chef Rieke, „wird ein Erfolg“ - und fügt nach kurzer Pause hinzu: „als Sahnehäubchen auf dem kompletten Mobilfunkangebot“.

KLAUS-PETER KERBUSK, HANS-JÜRGEN SCHLAMP, WIELAND WAGNER

TASCHENCOMPUTER

Digitale Fremdenführer

Mobile Navigationsgeräte funktionieren inzwischen selbst für Fußgänger erstaunlich gut - manche Geräte weisen schon den Weg zum nächsten Restaurant oder Kino.

Wenn Captain Kirk vom Raumschiff „Enterprise“ einen unbekanntem Planeten betrat, scannte er mit seinem blinkenden Tricorder in der Hand erst einmal die Umgebung ab. Das Gerät zeigte ihm, ob irgendwo in der Nähe Leben existiert.

Ganz ähnlich könnte neuerdings ein Geschäftsreisender vorgehen, den es etwa nach Hildesheim verschlagen hat und der nun wissen will, wo sich nachts um elf noch Leben antreffen lässt: Der fremde Besucher greift sodann zu seinem handtellerkleinen Pocket-PC und gibt seine Wünsche ein.

Das Display leuchtet auf, der Stadtplan erscheint, ein roter Kreis markiert den eigenen Standort. Ein paar Mal geklickt, schon lotst eine schneidige Frauenstimme den Reisenden durch die niedersächsische Nacht: „Nach 200 Metern links abbiegen, gleich danach rechts, nach 100 Metern haben Sie Ihr Ziel erreicht.“ Genau dort befindet sich das einzige Restaurant weit und breit, in dem zu so später Stunde noch Sushi serviert wird.

Die neuen elektronischen Reisebegleiter wirken wie Erfindungen aus einer fernen Science-Fiction-Welt, sind aber jetzt schon alltagstaugliche Technik. Waren satellitengestützte GPS-Navigationsgeräte bislang vorwiegend Autofahrern vorbehalten, erobern sie nun auch die Gehsteige.

Digitale Fremdenführer sind bereits für 500 bis 600 Euro zu haben und bestehen aus vier Zutaten: einem Taschencomputer - beispielsweise einem „Ipaq“ von Hewlett-Packard - plus Speicherkarte zum Anzeigen der Straßenkarte; einer streichholzschachtelgroßen „GPS-Maus“ oder Stekkarte, die per Satellitensignal empfängt, wo man sich gerade befindet; und einer Software, in der die erforderlichen Straßen und Wege verzeichnet sind.

Beim niederländischen Software-Spezialisten „TomTom“ passen alle Landkarten für Deutschland, Österreich und die Schweiz auf eine briefmarkengroße 256Megabyte-Speicherkarte. Der Pocket-PC „MDA II“, mit dem man auch telefonieren und fotografieren kann, braucht nicht einmal eine zusätzliche Speicherkarte. Die gewünschte Route wird per integriertes Telefon sekundenschnell und kostenpflichtig heruntergeladen.

Bis vor kurzem überwogen in den Pixelkarten die Lücken und bei der Navigationstechnik die Tücken: Gnadenlos wurden Fußgänger wie Autos behandelt und zum Beispiel von ihren Bleifußnavigatoren genötigt, nicht gegen die Fahrtrichtung von Einbahnstraßen zu laufen. Sobald die Sonne schien, musste man sich doch wieder bei Passanten durchfragen; denn die lichtschwachen Bildschirme wurden unlesbar. Und sobald die Hochhäuser etwas enger standen, riss das Satellitensignal ab und veranlasste die Nutzer, wie aufgeschreckte Hühner quer über Kreuzungen zu irren auf der Suche nach einem Empfangssignal.

Noch heute verlangen einige ältere GPS-Systeme - streng wie preußische Kadetten -, sich bitte schön mit einem Marschtempo von mindestens fünf Kilometern pro Stunde durch die Straßen zu bewegen, weil andernfalls die eingeschlagene Richtung nicht erfasst werden könne.

Alle diese Kinderkrankheiten scheinen bei den neueren Navigatoren überwunden zu sein. Mehr noch: Nach dem bisweilen noch etwas fummeligen Einrichten der Komponenten tun sich erstaunliche Perspektiven jenseits der reinen Ortsfindung auf. Zusätzliche aus dem Internet herunterladbare mobile Info-Dienste verwandeln den ratlosen Reisenden in einen Flaneur und die Stadt in eine begehbare Datenbank: Neben Bushaltestellen und Hotels zeigen die Systeme mittlerweile auch den Weg zum nächsten Geldautomaten oder Aldi-Laden.

Doch all das ist nur der Anfang; der Phantasie, was alles für Stadtbesucher von Interesse sein könnte, sind offenbar keine Grenzen gesetzt. Ein bayerisches Studententeam bietet auf seiner Website <http://pocketnavigation.de> die Synchronisation von 90000 „Points of Interest“ an - gemeint sind Museen, Theater, Restaurants oder Bars.

„In Arbeit sind auch dynamische Informationen zu Notfallapotheken, Tankstellenpreisen und Parkraumbelegung sagt der Entwickler Tobias Bischof. D. - Daten sollen bis Ende des Jahres verfügbar sein.

Gerade hat Bischof das neue Programm „Kinosync“ fertig gestellt, das Erstaunliches leistet: Wer etwa nachts kurz vor elf Uhr auf der Straße steht und im Digitalstadtplan das Symbol nächstgelegenen Kino tippt, bekommt sogleich das dortige Filmprogramm angezeigt.

Sagt dem nächtlichen Stadtbummler ein Film der Spätvorstellung zu, wählt er die eingeblendete Telefonnummer, um sich Karten zu reservieren. Dann lässt er sich von seinem Pocket-PC auch noch den Weg Kino zeigen - vorausgesetzt, die Batterien geben nicht vorher auf, denn spätestens nach sieben Stunden Navigationshilfe machen die ausdauerndsten Geräte schlapp.

PETER WENSIERSKI